

Der Kamin.

Humoreske von Jean Deistre.

Deutsch von S. Rother.

In einer kleinen Dachstube eines großen Mietshauses wohnte ein junger Mann, Namens Passerand. Er war friedliebend, ruhig und bescheiden und fügte sich ohne Widerrede allen Vorschriften des Concierges, der ihm den Besitz eines Hundes, einer Geißel, einer Bioline, einer Nähmaschine und sonstiger hübscher Dinge auf das Strengste untersagte hatte; auch war er ersucht worden, Abends zeitig nach Hause zu kommen. Die übrigen Hausbewohner wunderten sich, daß der junge Mann stets so nett gemächlich war, da man ihm, um ein Verunreiniger der eleganten Treppentreppe zu verhüten, nicht gestattet, das erforderliche Wasser hinaufzubefördern. Doch trotz aller Schwierigkeiten erreichte es der arme Schluher, daß man ihn mit einer Art von Wohlwollen in einem Hause duldet, welches ausschließlich von Banquiers, Diplomaten und Comptoirclerks bewohnt wurde.

Passerand hatte vor einiger Zeit sein Studium am Polytechnicum beendet und hätte eine gute Anstellung bekommen können, wenn er es nicht verweigert hätte, sich mit allerlei Erfindungen zu beschäftigen, die ihm in buntem Chaos vor dem Geiste schwebten. Sein Hauptanliegen aber war auf eine selbstthätige Vorrichtung an Lokomotiven zur Vorbereitung eines Zusammenstoßes gerichtet. Er war von der Fortschrittlichkeit seines Projectes so fest überzeugt und erhoffte davon so bestimmt ein großes Vermögen, daß er sich unterdessen mit der allerärmlichsten Existenz in einem Dörfchlein begnügte.

Eines Tages begegnete der junge Ingenieur und Erfinder auf der Treppe einem reizenden jungen Mädchen. Sie kam und verschwand mit so viel Grazie, daß er wie sehnsüchtig stehen blieb und die halbfehlende Erscheinung starrt anstarrte. Zufällig traf er sie am nächsten Tage an derselben Stelle und sah sie selbst. Sie erzählte und schlug die Augen nieder.

Da er daraus schließen zu müssen glaubte, daß er sie durch sein geistiges Ansehen beleidigt habe, beschloß er, um diese Stunde die Treppe zu meiden. Doch ganz zufällig begab es sich, daß er Tags darauf um die nämliche Zeit in dringender Angelegenheit fort mußte. Er verwünschte den Zufall, der ihn jenen Abend, ferner für den er die größte Hochachtung empfand, durch seinen Anblick läßt zu fallen und ging zaghaft die Treppen hinunter. Was er gefürchtet, geschah. Eine dritte Begegnung fand statt und Passerand war untröstlich bei der Wahrnehmung, daß das reizende und blonde Wesen noch tiefer erröthete als Tags zuvor.

Er überhäufte sich mit Selbstvorwürfen und schalt sich einen rohen und ungeschickten Kerl, der seine jungen Mädchen in Verlegenheit brachte. Gewiß würde die holde Unbekannte in ihrer Entrüstung fortan Maßregeln zu treffen wissen, um sich seinen unverschämten Blicken zu entziehen. Würde sie es wirklich thun? — Er mußte Gewißheit haben. So wartete er denn zur Lösung dieses banalen Zweifels zur bestimmten Zeit auf das Erscheinen seiner so allerliebsten erdachten schönen Hausgenossin. Um seine Plumpheit einigermaßen zu entschuldigen, zog er sehr eberbüchsig den Hut vor ihr. Das ging so eine Zeit lang weiter, und eines schönen Tages sah er mit Entzücken, daß der im Begriffe fast unmerkliche Geangegangener der jungen Dame allmählich einen gewissen freundlichen Charakter anzunehmen begann.

Infolge dieser interessanten Entscheidung begann er, in der Spiegelscheibe eines Lebens mit großer Aufmerksamkeit sein Auseres zu studieren. Da er dabei keinen Spicuel befah, wollte er sich überzeugen, ob sein Exterieur wohl dem Geschnod eines jungen Mädchens entsprechen dürfte und gelangte zu dem befriedigenden Resultat, daß der Schnitt seines Winterrodes zwar nicht sonderlich modern, das Uebrige aber ganz „comme il faut“ war. Hierüber beruhigt, suchte er nun den Namen des Engels zu entdecken. Sie hieß Valentine.

Durch das viele Hin- und Herlaufen, das ewige Treppauf, Treppab, denn die Wanderungen durch das Haus wurden immer zahlreicher — vernachlässigte Passerand seine Erfindungen und die Zusammenkünfte der Bahngänge, denen er steuern wollte, verloren nichts von ihrer Schredlichkeit. Im Interesse der reisenden Menschheit war es daher die höchste Zeit, daß die Liebeskuss der jungen Erfinders Gehör fanden. Und da von seinem Erscheinen bei der Dame seines Herzens das Heil Taufender abhina, schloß sich sein Herz der Menschheit ein. Dieser Gedanke schoß Wurzel in ihm, so daß er nicht umhin konnte, auch andere Personen von seiner Nichtigkeit zu überzeugen. In Folge dessen machte er eines Tages so auf wie möglich tolle und begab sich zu Herrn Lamartin, Valentins Vater, dem Besizer des großen Hauses.

Herr Lamartin, sagte er, ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihres Fräulein Tochter zu bitten. „Für wen?“ fragte der alte Herr erschrocken und nach seinem Besucher den Kopf bis zu den Füßen. „Für mich selbst.“

„Für Sie selbst? ... Aber Sie sind ja doch der Nießer von ganz oben?“ „Allerdings, mein Herr.“ „Aber wissen Sie auch, mein Herr, daß meine Tochter einen Brautvater von zwei Millionen hat?“ „O, dagegen habe ich nichts einzuwenden“, meinte dann der Ingenieur kaltblütig.

„Sie scheinen mich nicht verstanden zu haben, mein Herr, ich habe gesagt: zwei Millionen! — Und wie viel besitzen Sie?“ Der junge Mann beantwortete diese Frage mit großer Freimüthigkeit und schloß mit der Bemerkung: „Reich bin ich momentan zwar nicht, aber wenn Sie mit Fräulein Valentine's Hand geben wollen, können Sie sich darauf verlassen, daß meine Arbeit und meine Kenntnisse ...“

„Kein Wort weiter, junger Mann! So lange erschienen Sie mir noch originell, nun aber gelangte ich zu anderer Ansicht. — Machen Sie nur schnell, daß Sie fortkommen!“ „Aber, Herr Lamartin, so bedenkten Sie doch — wenn ich mit meiner Bitte um die Hand Ihrer Tochter warten wollte, bis meine Erfindungen mich zum Millionär gemacht haben, könnte Fräulein Valentine schon längst verheiratet sein.“

„Junger Mann, Sie sind nicht recht gesund — gehen Sie nach Hause und machen Sie sich falls Umstände auf den Kopf! Adieu!“ Dieses Intermezzo, das für unsern Erfinder so betäubend abgelaufen, war Herrn Lamartin alsbald wieder entfallen. Ganz andere Dinge beschäftigten ihn und verursachten ihm Schmerz und Sorge. Seit ein paar Tagen rauchte nämlich der kostbare Warmstrom seines Salens wie eine Lokomotive. Und das nun just im Dezember, nun Herr Lamartin den neunzehnten Geburtstag seiner Tochter durch ein großes Fest feiern wollte.

Er ließ seinen Architekten rufen, der in der Hoffnung auf eine einträgliche Bestellung sofort erschien. „Was? Nur dieserhalb haben Sie mich rufen lassen?“ „Nun, ich finde, daß ein Kamin, der so entsetzlich raucht, ein sehr geeigneter Grund ist. Die Augen meiner ganzen Familie stehen in Folge dessen fortwährend voll Tränen. Jedermann kennt, daß wir irgend einen großen Kummer haben.“

„Aber nehmen Sie's nicht übel, mein Herr, Ihr Kamin ist nach meinem Plan angelegt und das heißt mit anderen Worten: er kann unmöglich rauchen.“

„Möglich, aber er raucht doch.“ „Das kommt davon, daß Sie mit Steinkohlen heizen. Würden Sie mit Holz brennen, so wäre das Uebel gehoben.“ „Gut, das können wir ja probiren.“ „Aber trotz des andern Brennstoffes hörte das Rauchen nicht auf. Sobald das Holz brannte, qualmten die Rauchwolken in's Zimmer hinein. Lamartin schrieb an den berühmtesten Fachmann der Stadt und erbat in der Kaminfrage seinen Rath. Der Künstler untersuchte den Kamin von allen Seiten und rief dann: „Welcher Fessel hat dieses Rohr gelegt?“

„Mandel.“ „Das dachte ich wohl. — natürlich ein Fessel! Das Rohr muß 50 Cm. höher kommen, damit der Kamin besser ziehen kann; dann wird alles in Ordnung sein.“

Das Rohr wurde höher gesetzt, doch der Kamin rauchte nach wie vor. Lamartin, der allmählich zu verzweifeln begann, wandte sich an einen einfachen, doch als tüchtig bekannten Maurer. Dieser nahm den ganzen Kamin auseinander und brachte dann in seinem oberen Theil einen riesenhaften, schlangenförmigen Apparat an. Der Kamin rauchte weiter.

Ein Anderer wurde gerufen, — er schmückte die Arbeit des Kollegen und verachtete es mit der Anbringung eines Ventils. — doch der Kamin nahm auch darauf keine Rücksicht, sondern rauchte so gewaltig, daß man den Salon kaum noch zu betreten wagte. Außer sich vor Wuth wünschte Herr Lamartin seinen Kamin wie die verschiedenen Fachleute zum Teufel.

„Sie müssen den Muth nur nicht aufgeben“, tröstete der Concierge. „Soeben habe ich mit einem unserer Nießer über die Sache gesprochen; er behauptet, diesen verhexten Kamin in 5 Minuten repariren zu können.“ „Ruft ihn augenblicklich her! Er muß sofort kommen, sonst kündigt ich ihm die Wohnung.“

Mit Blitzschnelle stellte Passerand, der Nießer von ganz oben, sich zu Herrn Lamartins Verfügung, der ähnelnd lachend in dem kalten Salon hin- und herließ.

„So-o-o! — Sie sind es? — Und Sie sind der Meinuna, einen unheilbar rauchenden Kamin in fünf Minuten kuriren zu können?“ „Nun, in fünf Minuten zwar nicht, aber in einer Stunde dürfte es mir wohl gelingen.“

„Schön! Dann machen Sie sich gefälligst gleich an's Werk. Sie haben hier einen von allen Sachverständigen aufgegebenen Kamin und wenn Sie noch ich nicht glauben kann — den Kamin wirklich in Stand setzen, dann können Sie von mir begehren was Sie wollen. Nehmen Sie mir nur Ihren Preis!“

„Mein Herr Lamartin“, sagte Passerand mit Würde, „ich begehre die Hand Ihres Fräulein Tochter. Sobald ich Ihnen den Kamin rauchlos

überliefert habe, werde ich mit meinen Lohn einfordern.“ „Was? Meine Tochter für einen Kamin?“ „Baron, für diesen Kamin! Sie können die berühmtesten Architekten berufen und eine Kommission der tüchtigsten Ingenieure und Baumeister ansetzen lassen, und wenn die in drei Monaten leisten, was ich in einer einzigen Stunde vollbringen werde, mögen Sie mit mir thun, was Sie wollen.“

„Das ist ja Alles ganz gut, aber — die Hand meiner Tochter! Sie sind überaus schön. Aber wenn Sie wirklich im Besitz eines Geheimnisses sind, womit sich viel Geld verdienen läßt ...“

„Ein solches Geheimniß besitze ich allerdings und erlaube Sie daher, mich eine Stunde lang in diesem Salon einzuschließen.“

„Nun denn, in Himmels Namen! Aber sagen Sie mal, mein Bester, warum nehmen Sie kein Patent auf Ihre Erfindung?“

„Ich bin zu arm, um ein Patent zu bezahlen.“ „In solchem Falle leiht man das nöthige Geld.“

„Man thut das vielleicht, ich aber nicht. Schuldenmachen widert mich an.“

„Om — hm, das gefällt mir! — Ich will mich also entfernen. Es ist drei Uhr. — also um vier ist Alles fertig?“

„Präzise um vier Uhr. Und nicht wahr, ich habe Ihr Wort, daß, falls ich reißere.“

„Nun, nun, nicht so heftig! ... wir wollen mal sehen. — Ich lasse mir nicht das Messer an der Kehle setzen, aber ich bin ein ehrlicher Mann.“

Als Passerand allein war, entwickelte er eine etwas absonderliche Art von Thätigkeit. Ein lustiges Liedchen pfiffend, schlenderte er hin und her und besichtigte Alles, was im Salon zu sehen war.

„Hier mag Valentine mitunter sitzen“, dachte er und lehnte sich behaglich in die Samtpolster des Sofas. „Dieses Hoderchen im Balmenwinkel ist gewiß ihr Lieblingsplatz.“

Dann benußte er ihr Porträt und warf ihm eine Kuhhand zu. „Sei gegrüßt, Lieblich!“ Doch den Kamin rückte er keines Blickes.

So betrug die Zeit. Als die Uhr auf vier zeigte, zog Passerand sein Gesicht wieder in würdige Falten, öffnete die Thüre und ersuchte die draußigen Szarrenden einzutreten und ein Probefeu zu entzünden.

Woll gespannter Erwartung stand die ganze Familie um ihn herum. Der Kamin zog prächtig, das Feuer prasselte lustig, der Rauch floß regelrecht zum Schornstein hinaus. Alle Architekten und sonstigen Fachleute waren übertrumpft und mußten vor Passerand's strahlendem Genie die Segel streichen.

„Capperlot, das nenne ich großartig!“ rief Herr Lamartin entzückt. Und sich zu seiner Tochter wendend, sagte er: „Valentine, dieser junge Mann ist ein großer Ingenieur, wenn Du nichts dagegen hast, wird er mein Schwiegervater.“

„Janwohl, Papa.“ „Ungefähr ein Jahr nach diesem Ereigniß wurden Herr und Frau Passerand-Lamartin durch die Geburt eines prächtigen Sohnes erfreut.

„Sag mal, bester Schwiegervater“, sagte Lamartin eines Tages, „seit drei Monaten machen fast alle Eisenbahnen Gebrauch von Deiner neuesten Erfindung. Tönnen Geldes strömen Dir zu, nicht durch Deine Frau, sondern durch Dein eigenes Genie. Aber eine Sache ärgert mich. Warum machst Du keinen Gebrauch von Deiner anderen Erfindung?“

„Andere Erfindung? Was meinst Du damit?“ „Nun ja, sei nur nicht so bescheiden. Ich meine Dein Rauchfang-Geheimniß. Jetzt kannst Du doch nicht mehr sagen, daß Du zu arm bist, um ein Patent zu kaufen?“

„Ja, ... das ist wahr ... nur entfinne ich mich ... Aber ... das würde nicht viel einbringen ... das ist eigentlich gar nicht der Mühe werth.“

„Aber es ist doch schade, so etwas unausgenützt zu lassen.“ „Du zwingst mich zu einem Bekenntniß, Papa.“

„Du mußt nämlich wissen, daß ich Deinen Kamin seinerzeit gar nicht reparirt habe, sondern ... ich ließ ihn einfach mit Rauchen aufhören. Du wirst Dich entsinnen, daß ich damals eine Dachstube Deines Hauses bewohnte. Ich brauchte nur die Hand auszustrecken, nur ein Brett über die Rohöffnung zu legen, um Deinen Rauchfang zu verstopfen. Ich habe Dich betrogen, Papa, das mußt ich bekennen, aber es war Deine eigene Schuld. Seit Anbeginn der Schöpfung sind Liebende durch barbarische Väter zu verärrigten Theatercoups gezwungen worden; folglich improvisirte auch ich einen kleinen Schwanz. Zu meiner Entschuldiguna füge ich hinzu, daß Valentine mit im Komplott war. Ihre Idee war es auch, Dir durch den Concierge meine Geschicklichkeit anpreisen zu lassen. Verzeih uns und sei überzeugt, daß alle Liebenden einen Schutzengel haben, der sie zum Ziele führt. — Mein Sohn ist reich. Du kannst sicher sein, daß er sich bereit ist über die Ohren in ein blutarmes

Mädchen verlieben wird; aber er soll niemals das Verlangen haben, mit mir derartige Komödie zu spielen, denn — das erkläre ich hiermit feierlich — ich werde ihm das arme Mädchen zur Frau geben. Ja, geben werde ich sie ihm! Denn thäte ich's nicht, so würde er sie sich ganz einfach nehmen.“

Gamschwund.

(Eine Jagd-Episode im Hohegebirge.)

Von Arthur Schleitner.

Man muß selbst Jäger sein, um die Qual des Wortes „Gamschwund“ voll zu empfinden. Nur jagend, ich, mit bebender Stimme wird der Revierjäger den Rapport erstatten, daß in dem seiner Obhut anvertrauten Reviere der „Gamschwund“ herrscht, d. h. die Gemsen auf unerklärliche Weise schwinden, immer weniger werden. Wird ein dertartiger Rapport erstattet, der ja immer einem Jagdchirurgorgang ein schlechtes Zeugniß ausstellt, dann gilt der nächste Gebante den mit Aufgebot aller Verschlagenheit „arbeitenden“ Wilddieben, ein kräftiger Waidmannsfluch bealeitet solchen Gedanken. Dann wird der Jagdgehilfe ausgefragt, jede, auch die geringfügigste Probe des Revierjäger's durchgegangen, nachgeprüft, wo der Schwund am auffälligsten sei, wo am meisten geschossen werde, wo „Aufbruch“ konstatiert wurde und wo der Revierjäger seine Redereien eingeleitet und bislang durchgeführt habe. Natürlich ertattet ein Jagdgehilfe den niederstimmernden Rapport erst, nachdem der „Schwund“ durch längere Beobachtung zu nicht mehr abzuleugnenden Thatsache geworden ist, und gewöhnlich steht der Gehilfe mit trüblicher Miene, gefentien Kopfes vor dem Jagdleiter oder Jagdherrn, des Rätsels gewärtig, der mit elementarer Naturnothwendigkeit sich über den Ursachen ergiezen muß. Selbstverständlich behauptet der Gehilfe, Alles, was sein ganzes Denvermögen aufgeben, seine Pflicht auf's Reinlichste erfüllt zu haben, aber den „Gamschwund“ zu erklären vermag er nicht, es fehlen die leisesten Anhaltspunkte für die Erklärung der Gemsenverminderung. Die Sache zu erklären, bleibt der Jagdleitung überlassen, und das ist seine leichte Sache.

Forstmeister R. ist ein alter, geriebener Fuchs, vertraut mit allen Schlichen der menschlichen Wildbeide rechte Wildbeidehaber, und seine Jagdgehilfen haben für Wirthshausbesuche und gewöhnliches Wohlleben wenig Zeit übrig. Im Gegenheil: der schlaue Alte macht ihnen jahraus jahrein flinke Beine und hält die Burschen immer in Athem. Was an Wilderem herumfliegt, ist nahezu Alles weggegangen und dem Gerichte eingeliefert worden. Der Alte glaubt beschwören zu können, daß ein notorischer Professionsstrolch nicht mehr frei herumläuft. Und dennoch dieser verblüffende Rapport, der offiziell konstatiert „Gamschwund“. Raz, der Revierjäger, konstatiert, daß das Kubel am Freichtogel von etlichen 30 Gemsen jetzt um 10 Stück vermindert sei, ohne daß je ein Aufbruch vorgefunden werden konnte. Zagelang lag Raz, so behauptet er auf Diebstahl, auf der Waid (Wauer), manche Nacht wurde geopfert, aber Nichts, nicht das Geringste konnte beobachtet werden. Trotzdem wurden die Gemsen jenes Reviers immer weniger.

Im Sommer kann von Fallwild (eingegangenes Wild infolge Futtermangel, Abstarb, Tödtung durch Lawinen etc.) keine Rede sein; von einer Krankheit hat man nichts gehört und nichts beobachtet. Und dennoch ein „Schwund“ um zehn Stück! Das ist zum Verzweifeln und wird den Jagdherrn rasend machen! Kein Wunder auch, wenn man die Kosten einer großen Jagd bedenkt. Das Räthsel muß gelöst werden und zwar bald, früher noch, bevor der Jagdherr kommt, sonst wehe der grünen Hilde.

Der alte Forstmeister geht die seltsame Sache mit aller Schärfe und Gründlichkeit an. Er übernimmt die Beobachtung des Revieres am Freichtogel auf der einen Seite, Raz muß drüben auf den Paß liegen. Probant hat Jeder auf zwei Tage und diese Zeit über muß Dienst im Revier gemacht werden. So geschieht es; gut gebedt, still liegt der Alte an und äugt unablässig; mit dem Fernrohr beobachtet er insbesondere die tiefer unten liegende Freichtalm, zwei Hüten, in denen zwei Sennerinnen geleitetes Alters die Alptrübtschaft führen. Nachttheiliges hat man über die Diernen nicht gehört; sie stehen sogar in dem Rufe, ohne „Verhältniß“ zu sein und sich um die gebirglerische Mannervelt nicht zu kümmern. Ihr Verhalten tagüber und auch während der Nacht giebt nicht den leisesten Anhalt zu einem Verdacht. Der Forstmeister hat genau beobachtet, er verwirrt jeden Gedanken eines Wirthtrauens. Lebhaft der Vorsicht halber soll Raz nun weitere zwei Tage hier anliegen, während der Alte drüben das Revier einer Beobachtung durch die eigenen scharfer blickenden Augen unterziehen will. Nichts hat sich ergeben; das Revier ist fuchtschillig geblieben, ideal ruhig bis auf das unvermeidliche Blechladengemimmel des Almviehs während der Weide.

Die Sache muß offenbar ganz anders angefaßt werden, nur weiß der Alte augenblicklich noch nicht, wie. Schon will er abgehen, da schießt ihm ein Gebante durch den Kopf, der fa-

nose Gebante, doch auch die zwei Sennerinnen einer Probe zu unterstellen, die zugleich ein Gradmesser für die Geheiltheit des Raz werden soll.

Harmlos sagt der Forstmeister: „Raz! Ich geh' jetzt heim, bin trachmüde! Du kannst unten in der Freichtalm nächtigen und laßt Dich vor Dämmerung wieder heroben auf die Paß! Gegen Abend läß' ich Dich ab! Sag' aber nichts über's Ansehen, sag', daß Du zum Rapport gehst! Schlaf' nicht während der Nacht, sondern paß' auf, ob nicht wer auf die Alm kommt! Wechs!“

Ob dieses hochwürdigsten Befehles vergnügt trabt Raz der Alm zu. Wie aus Stein gemeißelt bleibt der alte Fuchs im Versteck sitzen und sucht mit dem Glase Revier und Almgrund mit der größten Genauigkeit ab.

Ein Jäger aus frischer Dürrensehle bedarf den lautlos herangelommenen Jäger, die eine Sennerin springt dem Raz freundlich entgegen und gleich darauf wird auch die Kollegin für einen Augenblick in der Hüttenhür sichtbar. Raz begrüßt die eine Sennerin mit der Vertraulichkeit eines alten Stammgenossen und beilich, in der Almhütte Quartier zu nehmen.

Die Kollegin hingegen scheint noch frisches Grünfutter als Abendelektessen für die Lieblingskub von der Höhe holen zu wollen. Mit einem großen Leintuch und einer Senie versehen, steigt sie den Almgrund an, herauf bis zur Grenze der Karzunge, wo fastige Alptrübter üppig wuchern. Raz vollführt die fleißige Dürn einige Senfenbeide und birgt das Gras in dem Laten. Dann sieht sie sich die Gegend an, aufmerksam, und merkwürdig: sie neht den Zeigefinger mit Speichel, hebt den Finger hoch über sich, als wenn sie der Genauigkeit halber den Luftzug prüfen wollte. Der Wind scheint ihr nicht zu gefallen, er streift am von den letzten Strahlen der Abendsonne beschiedenen Gebänge aufwärts, weshalb auch die Gemsen die fleißige Sennerin alsbald spürten und hoch gingen. Die Dürn hat viel freie Zeit, was etwas ganz Ungeöhnliches bei einer mit Arbeit besetzten Sennerin ist; sie wartet offenkundig auf den Umschlag der Hauptwindrichtung, der auch richtig in dem Augenblick erfolgt, als es kühl und dumpfer (dämmerig) wird. Der Wind weht nun von oben kommend, und nun zieht die witterwillige Sennerin etwas wie einen zerlichen Brühl aus dem Rod, steigt verständig in's Kar ein und pirscht das äufende Gemswild an. Nicht lange darauf — just recht das Augenlicht noch für einen Schuß aus — giebt die Sennerin Feuer — ein Klatsch nur wie aus einer Floberbüchse — ein Gams flüzt, schlegelt und fällt präselnd in's Kar, wo er nach einigen Juckungen verendet liegen bleibt.

Gelassen und mit bewundernswürdiger Ruhe nähert sich die brave Sennerin dem Gams, sah ihn an den Läufen, trägt ihn zum Kräutlerplatz, legt ihn in das Leintuch, streut das Grünfutter darauf, birgt das Stugel wieder fähig im Kettel, wirft Leintuch mit Inhalt auf den Rücken und hopt etwas heif wieder ihrer Almhütte zu.

Von der Höhe herab flüzt der alte Forstmeister mit der Geleutigkeit eines zwanzigjährigen Ferkelwebers der Almhütte zu, in deren Thür die um ihre Hübe so besorgte Sennerin eben verschwunden ist. Die Anrede war kurz: „Richt' Dich gleich, Sennerin! Wir zwei gehen miteinander hinunter!“

„Aber, um Gotteswillen, Herr Forstmeister! In dem Anzug! Das war' ja ein Schand für Ihnen!“

„Geh nur mit, wie Du siehst! Der Richter wartet nicht gern!“ Jetzt wachte die Sennerin, wie sie daran war. Still verschwand das Paar vom Almgrund. Unterwegs traf der schlaue Alte einen Hütterbuben, den er hinauf zur anderen Sennerin auf der Freichtalm schickte und ihr sagen ließ, sie solle derweil das Vieh von der Kollegin füttern. Es war ein pränter Gang nothwendig geworden.

Etwa gegen 10 Uhr Abends kam Raz im Forsthaufe an mit der Mittheilung, die Miral von der Freichtalm hätte ihn nicht über Nacht oben lassen wollen.

Knapp fiel die Antwort aus: „Raz, Du bist das größte Kamel von Batern und Letzterlich zusammengekommen!“ Raz hat niemals ein dümmeres Gesicht gemacht. Das Ereigniß ward ihm aber erst während der späteren Gerichtsverhandlung klar, nach deren Durchführung die brave Sennerin mit dem tadellofen Rufe 6 Wochen Gefängniß auf dem Halbe hatte.

Damit hatte am Freichtogel der räthselhafte „Gamschwund“ für immer ein Ende.

Das Verschwinden der Donau bei Donaueschingen.

Die Mittheilung über das Verschwinden des bei Donaueschingen in den Kalksteinflüssen bei dem württembergischen Städtchen Tuttlingen hatte dieser Tage auch die „N. Fr. Pr.“ übernommen. Sie erhält jetzt von einem Fachmann folgende ergänzende Mittheilungen: „Daß die Quelle im Fürstberg'schen Schlosse zu Donaueschingen in Wahrheit als die Ursprungsquelle der deutschen Donau angesehen werden darf, wird auch in den Lehrbüchern nicht mehr behauptet. Als die äußersten im badischen Schwarzwalde entspringenden Quellbäche der Donau sind vielmehr die Brege und die Brigad anzuweisen, die sich unterhalb Donaueschingens nach einem Laufe von sechs, bezw. zwei Kilometern vereinigen.

Das Einzugsgebiet der Brege umschließt einen Flächenraum von beinahe 300 Geviertkilometern, wogegen jenes der Brigad, in dem der vermeintliche Donau-Ursprung liegt, nur kaum 200 Geviertkilometer mißt. Mit Recht mußte daher die Brege und nicht die Brigad als Quellenbach der Donau gelten. Doch je mehr wir immer, so ist das Verschwinden der Donau im hochgelegenen Gebiete eine längst erörterte Thatsache. Es durchschneidet nämlich daselbst das Donaubauei den aus der Schweiz überSchaffhausen nach der Warden Alb in Württemberg streichenden Jurakalkstreifen, dessen Klüfte alle Eigenschaften unterirdischer Höhlen aufweisen, wie auch die Karstflüßer. Es ist naheliegend, daß, wenn die Westermenge in trockenen Monaten auf ein Mindestmaß herabsinkt, die Felspalten im Gerinne des Flusses groß genug sein können, das ganze Wasser aufzunehmen. Ein solcher Fall ereignete sich auch im Jahre 1874, in dem die Donau zwischen Immenbingen und Nöhringen thatsächlich verschwunden war. Da die Vermuthung bestand, daß die in der Luftlinie etwa 10 Kilometer entfernt von der Verschwindungsstelle fast springbrunnentartig zu Tage tretende Nach im Großherzogthum Baden von der Donau gespeist werde und die Fabrikanten an der Donau sich mit der Absicht trugen, die Versickerungsstelle zu verbaueu oder sie durch Verlegung des Donaubaues zu umgehen, so sah sich das badische Handelsministerium veranlaßt, dieser Frage näherzutreten. Das badische Ministerium beauftragte den Professor Dr. Knop des Polytechnicums in Karlsruhe im Jahre 1877 mit dem Studium der Verhältnisse der betreffenden Gegend. Obwohl schon früher Versuche unternommen worden waren, den Zusammenhang der Nachquelle mit der Donau zu ergründen, so lag dennoch noch kein unumstößlicher Nachweis vor. Professor Knop wählte zu seiner Untersuchung das Salz und ging hierbei wie folgt zu Werke: Er ließ 200 Zentner Kochsalz in ebenso viel Salze füllen und bei den bekannten Spalten verenteln. Fünf Stunden später begann er mit der Entnahme der Wasserproben an der Nachquelle, welche schon vor dem Experimente untersucht worden war, und stellte aus den während dreier Tage entnommenen 80 Proben fest, daß nach 20 Stunden der Salzgehalt der Quelle schon meßbar, daß er nach 60 Stunden seinen Höchgrad erreicht hatte und daß nach 90 Stunden der ursprüngliche Stand erreicht worden sei. Die Messung ergab, daß von den 200 verentelten Zentnern Salz 185 Zentner in der Nachquelle zu Tage getreten seien. Obwohl dieses Ergebnis unumstößlich zu sein schien, so begleitete und ergänzte ein Herr Brint es noch durch die Versenkung eines Färbemittels und verwendete hierzu Kalilogramm in verbünnter Natronlauge gelösten Fluorescein. Nach 60 Stunden zeigte die Nachquelle Fluorescenz-Erscheinungen, die 36 Stunden anhielten. Die Gnte des Millers, die nach mehrstündiger unterirdischer Fahrt zwischen Tuttlingen und dem Heagu frisch und munter in der Nachquelle wieder aufgetaucht sein soll, dürfte aber wohl nichts Anderes als — eine Ente sein.“

Anerk.

— Kindliche Auffassung. Elschen (im Konzet auf die Sängerin deutend): „Mama, die Frau hat wohl den Schreitrombi?“

— Richtig. Der junge Barges (liest vor): „Und aus dem Hain aruht meine Philomele.“ — Der alte Barges (verbeßend): „Biele Mole!“

— Am Zweifel. Wahrzagerin: „Eins ergeht die Karte mit Gewißheit ... Ihr Bräutigam betrahtet Sie!“ — Fräulein: „Ja, aber welcher?“

— Zweifelsneid. Professor: „Müller, Ihrer Entschuldigung schenke ich keinen Glauben, und Sie werden auch schließlich einen Dümmeren finden, der Ihnen erlaubt.“

— Moderne Anziet. Eine perlette Zofe, gepörrte Maffense — Spezialität: Gesichtsfalten glätten — sucht in vornehm: Hause Stellung. Gest. Ost. u. f. w.

— Im Zuchtthaus. Geheimrath: „Haben Sie die Einrichtungen des neuen Gefängnisses bewährt?“ — Gefängnisdirektor: „Ausgezeichnet, es ist fortwährend überfüllt.“

— Ertelisch. A.: „Das einzig Wahre ist doch das Wollstüben, nur in der Wolle költ man sich auf.“ B.: „Dann bereife ich nicht, warum es noch so viele trante Schafe giebt.“

— Immer sein. Ködlin: „Diese verdamnten Fliesen werden uns noch alles in der Küche aufressen.“ — Kommerziantin: „Bei uns wird nur gespeiß, Leni, merken Sie sich das!“

— Progen-Freude. „So vergnügt, Herr Goldberger?“ — „Wie soll' ich nicht, wo ich hab' eben gesehen an dem Finger meines Monturten den Brillenstrich, der mir ist gewesen so billig!“

— Beste Aufmerksamkeit. Rechnungsrath: „Wie aufmerksam doch meine Unterthanen sind! Sie haben mir zu meinem fünfundsanzigjährigen Jubiläum einen Fautenzer geschenkt.“

— Auch eine Konzerbesitzerin. Frau A.: „Wie hat's Ihnen denn im Konzet gefallen?“ — Frau B.: „Gar nicht; immer wenn ich mit meiner Nachbarin in der besten Unterhaltung war, fing die Musik an.“